Senta Wolfsburg.

Roman von **Elsbeth Borchart.**

(9. Fortsetzung.)

„Ich ... ich habe Dir etwas mitzutheilen“...

„Was ... ist es?“

Die kalte Ruhe in seinen Zügen wich plötzlich einer eigenthümlichen Spannung.

„Fräulein von Rupert wird Dir erzählt haben, daß ich in letzter Zeit öfters ... für Stunden verschwand, ohne das Ziel meiner Gänge zu nennen.“

„Allerdings ... nun ... und ...?“

„Ich ... besuchte ... Tante Sabine.“

„Tante Sabine?“ fragte er so erstaunt und verblüfft, als habe sie ihm erzählt, sie sei auf dem Mond gewesen.

„Ja,“ erwiderte sie „und ich hielt diese Besuche geheim, einmal weil Tante Sabine es wünschte, und dann .... weil .... weil Du mir noch niemals gesagt hast, daß es überhaupt eine Tante Sabine auf der Wolfsburg gäbe.“

„Ah so ... ich verstehe,“ sagte der Graf aufathmend. „Mein Kind, das Verschweigen dieser Hausgenossin war unbeabsichtigt von mir, das heißt, ich bin nicht auf den Gedanken gekommen, sie mit Dir bekannt zu machen. Es mag Dich wohl verwundern, doch will ich es Dir gern erklären: Tante Sabine selbst war es, die es sich verbat. Sie wollte nicht wissen, wer auf der Wolfsburg ein- und ausging, wollte von keinem Besucher erwähnt, noch von einem solchen behelligt werden. Sie liebt neue Bekanntschaften nicht. Zu der Zeit, als meine Frau noch lebte,“ ... es war das erste Mal, daß er zu Senta von seiner Frau sprach ... „und wo wir sehr viel Besuch empfingen, war dieser Wunsch auch durchaus gerechtfertigt. Tante Sabine wollte davon verschont bleiben, und das war ihr nicht zu verdenken. Jetzt freilich läge die Sache ja anders, doch die Macht der jahrelangen Gewohnheit ist eine starke, auch hat sich Tante Sabine mir gegenüber nie geäußert, daß sie es jetzt anders zu halten wünschte. Alle vier Wochen besuchte ich sie und sehe, ob es ihr an nichts gebricht ... das ist alles. Seit wann und wo hast Du ihre Bekanntschaft gemacht?“

Senta wurde roth, denn sie dachte daran, daß die Tante Sabines Bekanntschaft mit Robert zusammen gemacht hat. Und Roberts Anwesenheit in Wolfsburg damals hatte sie verschwiegen und wollte sie auch jetzt verschweigen. So gab es doch noch ein Geheimniß, das sie drückte.

„Ich traf sie im Walde, außerhalb des Parkes, wo sie wie ein Geist aus einem dunkeln Spalt der Erde entstieg,“ antwortete sie.

„Und Dich erschreckte.“ Er lachte.

„Allerdings, zuerst wohl. Geschichten von herumspukenden Ahnfrauen kamen mir im ersten Augenblick in Erinnerung. Es klärte sich aber alles auf.“

„Sie war natürlich wie immer ihren unterirdischen Gang gekommen. Dadurch hat sie schon manchen erschreckt. Sie ist sonst ein harmloses Wesen, und nur ihre Menschenscheu treibt sie zu solchen ungewöhnlichen Maßnahmen. Die letztere wurzelt in einer traurigen Vergangenheit. ... Hat sie Dir von ihrer Jugend erzählt?“

„Ja.“

Maximilian zog die Augenbrauen zusammen.

„Ihr Geist soll zuzeiten ganz getrübt gewesen sein. Sie weiß augenscheinlich heute nicht mehr ganz genau, was sich vor nahezu fünfundsiebzig Jahren zugetragen hat, aber sie lebt in dieser Vergangenheit, in ihrem Haß und Groll. Ich bin bisher immer gut mit ihr ausgekommen, obgleich sie auch in mir den Nachkömmling ihrer einstigen Widersacher sieht. — Ein kindischer Haß, ein kindischer Groll ist es — doch wer wird mit einer Dame von fünfundneunzig Jahren rechten wollen! — Für ein junges Mädchen mögen ihre romantischen, altmodischen Ideen allerdings nicht gerade von gutem Einfluß sein.“

„Ich habe Tante Sabine lieb gewonnen und sie mich,“ rief Senta erschrocken dazwischen.

„Fürchte nichts — es liegt mir ferne, Dir diese Besuche zu untersagen,“ beschwichtigte er, „nur möchte ich Dich davor warnen, ihre romantischen Ideen auf die Wirklichkeit zu übertragen — sie passen für die heutige Zeit nicht mehr.“

Senta schwieg; sie wußte wohl, was der Oheim damit sagen wollte, und das erweckte wieder die alten auflehnenden Gefühle in ihr.

Der Wagen hielt mit kurzem Ruck vor der Freitreppe.

Graf Wolfsburg half seiner Nichte beim Aussteigen und ging mit ihr bis zum Vestibül.

Hier reichte er ihr die Hand.

„Ich besuche heute Tante Sabine, willst Du mich begleiten?“

Da leuchtete es in ihren Augen auf. „Ja — gern!“

„So halte Dich in einer Stunde bereit — auf Wiedersehen.“

Eine Stunde später stieg Senta mit ihrem Oheim zu dem Thurm der alten Wolfsburgerin hinauf.

An diesen halbstündigen Besuch hatte sie später nur eine unklare Erinnerung. Sie wußte nicht mehr zu beschreiben, was sie so anheimelnd und traut berührt hatte, als sie auf dem altmodischen Sofa neben Tante Sabine saß und deren runzlige Hand in der ihrigen hielt — als der Onkel an der anderen Seite des Tisches, ihnen gegenüber Platz genommen ,und mit seiner ruhigen, festen Stimme zu ihnen beiden gesprochen hatte. Sie wußte nur, daß sie sich in jenen Augenblicken kindisch wohl gefühlt hatte.

Am Nachmittage war Johannes Degenhart auf der Wolfsburg beim Grafen gewesen. Senta hatte ihn über den Schloßhof gehen sehen. Jedenfalls war er vom Grafen befohlen worden; dann mußte die Angelegenheit also günstig für ihn verlaufen sein.

Es drängte sie, ihm ein gutes Wort zu geben, und so eilte sie hinunter in den Park und wartete auf dem Wege, der vom Schloß nach dem Dorfe führte, und den er kommen mußte.

Und er kam, leichten, frohen Schrittes.

Senta erkannte daran das Ergebniß der Unterredung.

Sie trat ihm entgegen und hielt ihm die Hand hin.

„Ich erwartete Sie hier, Herr Pastor — ich wollte Sie beglückwünschen,“ sagte sie offen und einfach.

Er fuhr freudig erschreckt zusammen. „Komtesse — der erste Glückwunsch kommt mir von Ihnen.“

„Und ihm folgen hoffentlich noch viele nach,“ antwortete sie. „Wie werden Ihre Eltern und Ruth sich freuen.“

„Ja, sie ersehnten es längst, und ich“ — er hielt noch immer ihre Hand — ich —“

„Sie sind auch ganz zufrieden mit Ihrer neuen Würde als Hilfsprediger von Wolfsburg, gelt?“

„Freilich — freilich.“

„So wären Sie am Ziel Ihrer Wünsche — Sie sind eigentlich zu beneiden, Herr Pastor.“

„O — meinen Sie wirklich?“ Er sah sie eigenthümlich forschend an. „Ist das eine Ziel erreicht, so steht uns ein neues vor Augen. Das ist nun einmal der Lauf der Welt. Und es ist gut so; denn aufhören zu streben, heißt aufhören zu leben.“

„Ja, ja,“ machte Senta sinnend und ließ ihre Hand aus der seinen gleiten. Sie dachte an ihre eigenen Ziele und noch unerfüllten Wünsche. „Die Ihren werden Sie mit Sehnsucht erwarten, Herr Pastor, drum will ich Sie nicht länger aufhalten,“ — sagte sie dann schnell. „Bitte, bestellen Sie meinen Gruß und — adieu.“

„Adieu.“

Sie eilte fort, und Pastor Johannes ging langsam und in Gedanken versunken seinem Heim zu.

* * *

Wieder verging eine Spanne Zeit. Man war mitten im Rosenmonat.

Senta hatte das düstere schwarze Kleid abgelegt und trug ein weißes, das ihre knospende Schönheit vortheilhaft hervorhob.

Sie hatte sich zu dieser Aenderung vielleicht durch eine Aeußerung ihres Oheims bestimmen lassen. Dieser hatte sie an einem besonders schwülen Tage so nebenher gefragt, ob ihr das schwarze Kleid nicht zu heiß und schwer jetzt während der Sommerzeit sei. Der Vater wäre ja bereits dreiviertel Jahre todt, und das äußere Gewand mache nicht die Trauer, die lebe im Herzen fort.

Daraufhin hatte Senta ihre weißen Kleider, darin der Vater sie so gern gesehen hatte, hervorgesucht. Doch, ach, sie waren alle zu kurz und eng geworden! War sie denn in dem einen Jahre so gewachsen? Sie besah sich prüfend im Spiegel. In der That! Sie kam sich mit einem Male wie ausgewechselt vor. Was sich da vor ihr im Spiegel zeigte, das war kein unfertiger Backfisch mehr, das war eine erwachsene junge Dame. Der schöne, goldblonde Zopf war ja schon seit geraumer Zeit aufgesteckt worden, aber auch sonst verriethen die weichen, vollen und doch jugendlich schlanken Formen den Fortschritt der Natur. Gewachsen war sie auch noch. Dazu blickte sie ein blühendes, schönes Gesicht mit großen, dunklen Augen und von einem Kranz blonder, gelockter Haare umgeben an.

Keine Evatochter ist wohl ganz blind gegen ihre eigenen Reize. Auch Senta empfand das Wohlthuende ihres Spiegelbildes, ohne sich jedoch ihrer Schönheit voll bewußt zu sein und ohne sich übermäßig lange damit aufzuhalten. Nur, daß die weißen Kleider nicht mehr passen wollten, machte ihr einigen Kummer.

Sie lief zu Brigitte und theilte dieser alten Freundin ihre Sorgen mit.

„Liebling, ich will sehen, was sich daran ändern läßt,“ erwiderte die Alte und untersuchte die Kleider genau. Dann aber schüttelte sie traurig den Kopf. „Es ist nichts mehr zu machen, Herz, Du bist mächtig herausgewachsen.“

Senta bedauerte den Umstand und verschloß ihre Backfischkleider seufzend in dem Schrank. Nachher vergaß sie diesen Kummer wieder. An einem der nächsten Tage wurde ihr jedoch eine Ueberraschung.

Fräulein von Rupert trat unversehens in ihr Zimmer, gefolgt von Gottlieb, der zwei Kartons trug.

Es wären die weißen Roben, die der Herr Graf zur Anprobe aus der Hauptstadt habe kommen lassen.

Senta war zuerst ganz sprachlos vor Staunen, dann ließ sie sich aber freudestrahlend von der inzwischen herbeigerufenen Brigitte die Kleider anprobiren. Zwei Kleider könne sie wählen, hatte ihr Fräulein von Rupert gesagt, ehe sie hinausging und Senta mit der Alten allein ließ.

Und Senta probirte mit Lust und Freude an. Sie war noch zu sehr Kind und auch Weib genug, um sich an den schönen Kleidern zu erfreuen.

Sie wählte die beiden einfachsten, die ihr tadellos saßen, und behielt das eine sogleich zur Mittagstafel an. Sie wußte, daß der Oheim einen Dank für solche Dinge nicht liebte; die wären selbstverständlich, und sie möge sich den Dank sparen, hatte er ihr bei ähnlicher Gelegenheit geantwortet. Aber sie meinte, ihm ihren Dank zu beweisen, wenn sie das neue Kleid sofort trug.

Fräulein von Rupert machte ein erstaunt mißbilligendes Gesicht, als Senta in ihrem neuen weißen Staat zur Thür des Eßzimmers hereintrat, doch über Graf Maximilians Gesicht flog ein warmer Schein. Vielleicht war es auch nur ein Sonnenstrahl, der sich vorwitzig über sein Gesicht gestohlen hatte.

Senta sah strahlend lieblich aus, wozu nicht allein das weiße Kleid, sondern auch die gerötheten Wangen und glänzenden Augen beitrugen.

Am Nachmittag ging sie zu Ruth, um sich in ihrem neuen Staate zu zeigen.

„Senta, wie schön bist Du!“

„Kleider machen also wirklich Leute,“ scherzte Senta und umschlang die Freundin zärtlich.

„Nein, Liebstes, Du warst auch in Deinem schwarzen Kleide schön, — heute aber hast Du etwas so Stolzes — Königliches“ —

„Närrchen, das Du bist!“ lachte Senta auf. „Schade, daß Du nicht schon den Thron für mich in Bereitschaft hast.“

Nach einer Weile gesellte sich Pastor Johannes wie von ungefähr zu den jungen Mädchen in den Garten. Er sagte nichts über die äußere Veränderung Sentas. Dem Gottesmanne waren solche Außendinge wohl auch zu nichtig. Nur seine Augen ruhten mit ganz eigenem Glanz auf Senta.

Er betheiligte sich an der Unterhaltung der beiden Freundinnen und lachte und scherzte mit ihnen. Niemand konnte sehen, was in seinem Inneren vorging, niemand, kaum er selbst, wagte in die tiefsten Spalten seiner unruhigen Seele zu schauen.

Was hatte ihn der Ruhe und des Gleichmuths beraubt, was hatte ihm Zweifel und Bangen in sein bisher von Gottvertrauen erfülltes Gemüth und Herz gepflanzt?

„Was hast Du, Johannes, mein Junge — was verbirgst Du vor mir?“ so fragte der alte Pastor nachher seinen Sohn.

„Nichts, Vater!“ hatte Johannes lächelnd gerufen, aber er war dabei erröthet, als hätte man ihn bei einer Sünde ertappt.

„Komm zu Deinem Vater, ehe es zu spät ist.“

Wieder hatte er gelächelt und abweisend mit dem Kopf geschüttelt.

Darauf war er zur Mutter gegangen, die draußen im Gemüsegarten die ersten jungen Bohnen pflückte.

„Laß mich Dir helfen, Mutter.“

„Du, Johannes?“ fragte die hübsche, rundliche Frau Pastor verwundert.

„Ja — ich — sehne mich nach körperlicher Arbeit.“

„Hast recht, mein Junge, das ewige Studiren macht Dich blaß. Komm, Du kannst mir das kleine Stück Land hinter den Erbsen umgraben. Der Kutscher und die Magd sind auf dem Felde, und ich brauche das Land für die jungen Kohlpflanzen.“

Und Johannes grub im Schweiße seines Angesichtes und begrub Gedanken und Wünsche tief unter die rollenden Erdschollen.

---

10. Kapitel.

Der 25. Juni, Sentas siebzehnter Geburtstag, war angebrochen.

Ein tiefblauer Himmel wölbte sich über der Erde, die sich in ihrer Farbenpracht extra für diesen Tag geschmückt zu haben schien. Die Vögel sangen und schmetterten in den Zweigen der Parkbäume ihr Morgenlied, und die leuchtende Sonne stahl sich als erste Gratulantin durch die Vorhänge des Fensters auf Sentas Bett.

Mit offenen, thränennassen Augen lag sie in ihren Kissen, und ihre Gedanken weilten bei den verstorbenen Lieben. Der erste Geburtstag ohne den heißgeliebten Vater! Wie hatte er sie an diesem Tage stets mit doppelter Liebe überschüttet!

Und heute? Wer würde ihn hier beachten, wer danach fragen, ja, wer wußte überhaupt darum außer ihrer alten, treuen Brigitte?

Die Thür wurde vorsichtig geöffnet, und die Haube Brigittens lugte durch die Thürspalte.

„Brigitte!“

Wie ein Schluchzen klang es.

„Sentachen — mein Liebling — schon wach?“

Mit eiligen Schritten trippelte sie auf das Bett zu, schlang ohne Skrupel ihre Arme um deren Nacken und küßte sie. Worte von Glück und Segen kamen dabei über ihre Lippen.

Senta dankte der treuen, alten Seele, während die Thränen ihr die Wangen herabliefen.

„Nun schnell auf, mein Herzenskind,“ rief die Alte, „ich werde Dir helfen, daß Du schnell fertig wirst. Der Herr Graf ritten heute schon sehr früh in die Felder und werden bald wieder hier sein. Dann müssen wir, das heißt Du, schon im Eßzimmer sein.“

Senta trocknete ihre Thränen und beeilte sich mit dem Anziehen. Auf das Geschwätz der Alten achtete sie kaum. Ihr war es todestraurig zu Muth.

Endlich war sie fix und fertig und ging, wie sie es gewohnt war, hinunter ins Eßzimmer, um mit Fräulein von Rupert zusammen das Frühstück einzunehmen.

Als sie das Zimmer betrat, war sie sehr erstaunt, den Oheim neben der Hausdame vorzufinden, denn er betheilgte sich sonst niemals an dem ersten Frühstück.

Bei ihrem Eintritt stand er auf und ging ihr entgegen.

„Ich wünsche Dir viel Glück zu Deinem heutigen Geburtstage, mein Kind.“

„Du — weißt?“ fragte sie staunend.

„Aber natürlich,“ er lächelte und hielt ihre Hand noch eine Weile fest, „ich bin doch im Besitz Deines Tauf- und Konfirmationsscheines!“

„Ach so — ja richtig — ich danke Dir für Deinen Glückwunsch, Onkel Maximilian.“

„Und auch ich möchte Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen, liebe Komteß.“

Mit süßlich lächelnder Miene trat Fräulein von Rupert hinter dem Grafen, der ihr sofort Platz machte, hervor und legte einen Strauß Rosen in Sentas Hände.

Senta dankte auch hier, halb mechanisch. Es kam ihr so überraschend daß man Notiz von diesem Tage nahm.

Darauf setzte man sich an den Frühstückstisch, der mit köstlichen Rosensträußen geschmückt war. Graf Maximilian nahm am Frühstück theil; er sprach nicht viel, sondern trank schnell seinen Kaffee und stand dann auf.

„Gottlieb, führe die Komtesse in ihr Zimmer.“

„Zu dienen, Herr Graf.“

Ganz verdutzt sah Senta von dem Onkel zu dem schmunzelnden alten Diener, der die Herrschaften bei der Frühstückstafel bedient hatte. Aber ehe sie noch eine Frage thun konnte, hatte Graf Maximilian sich mit kurzem Gruß von ihr verabschiedet und Fräulein von Rupert gebeten, ihm zu einer Besprechung in den kleinen Nebensalon zu folgen.

Nun stand Senta dem alten Gottlieb allein gegenüber.

„Nun sagen Sie mir um alles in der Welt, Gottlieb, was soll denn das heißen? Ich habe doch mein Lebtag nicht in mein Zimmer geführt zu werden brauchen. Nein, nein, lassen Sie nur — ich finde es schon allein.“

„Halten zu Gnaden, Komteßchen“ — der alte Gottlieb gestattete sich, wenn er vor unberufenen Ohren sicher zu sein glaubte, diese Anrede. Er hatte die junge, frische und leutselige Komtesse so lieb gewonnen wie dereinst deren Vater, den er noch auf den Armen getragen hatte — „der Herr Graf haben es nun einmal befohlen, und Komteßchen wissen, daß es dagegen keine Auflehnung gibt.“

Ueber Sentas Wangen huschte ein flüchtiges Roth, aber sie lachte auf und machte eine komische Verbeugung nach dem Alten hin.

„Nun, so haben Sie die Gewogenheit mich zu führen, Gottlieb.“

Der Diener zögerte eine Sekunde: „Komteßchen hatten versprochen, du zu mir zu sagen.“

„Ach, du närrischer Mensch du, — du“ —

Sie hatte ihre Hand auf seinen Arm gelegt, und ehe sie es verhindern konnte, hatte der Diener dieselbe ergriffen und an seine Lippen gepreßt.

„So, Komteßchen — nun bitte.“

Er riß die Flügelthüren auf, wie vor einer Fürstin, und folgte der Voranschreitenden.

„Nicht hier, Komteßchen — bitte links — links.“

„Na, aber höre einmal, Gottlieb — ich weiß doch, daß mein Zimmer rechts liegt. Du bist mir ein netter Führer,“ scherzte sie.

Gottlieb schnitt ein erzdummes verblüfftes Gesicht.

„Wirklich, Komteßchen haben recht, und ich bin ein alter — pardon, du und ich bin ein alter — pardon, wollte sagen — nun folgen mir Komteßchen dieses eine Mal links — ja, bitte — heute an Ihrem Geburtstage schlagen Sie dem Alten nichts ab, gelt?“

„Aber, Gottlieb, natürlich nicht, ich weiß nur nicht, du bist heute so sonderbar.“

„Meinen wohl, dem Alten rappelt's im Oberstübchen?“

Ueber sein glattrasirtes Gesicht flog es beständig wie Wetterleuchten, und während er an Sentas Seite ging, rieb er sich vergnügt und verschmitzt die Hände, wie ein toller Bube, der einen Streich ausgeheckt hat.

Plötzlich blieb er stehen und öffnete eine Thür.

„So, Komteßchen, nun treten Sie ein.“

Senta machte einen Schritt und blieb auf der Schwelle stehen wie angewurzelt. Ihre Augen öffneten sich weit, ihr Herz setzte seinen Schlag aus.

Was war denn geschehen? War der alte Gottlieb ein Zauberer, oder träumte sie? Das Zimmer, auf dessen Schwelle sie stand, war ja das alte vertraute von daheim, des Vaters Zimmer, das zugleich das ihrige gewesen war. Das waren die alten, lieben Möbel, des Vaters Schreibtisch, ihr kleines Nähtischchen daneben, und an der anderen Wand das bequeme Sofa mit dem eckigen Tisch davor, in dem Erker der Tritt mit dem Sessel, darauf einst der Vater zu sitzen pflegte, wenn sie selbst ihm geradeüber saß.

Auf diesem Stuhl saß auch jetzt jemand.

„Mein Gott, Brigitte, Brigitte!“

Mit diesem Aufschrei löste sich der anfängliche Bann, und Senta stürzte in das Zimmer auf die im Erker sitzende Brigitte zu. Sie kniete vor ihr nieder und barg aufschluchzend den Kopf in dem Schooß der alten Wärterin.

Leise und diskret zog Gottlieb die Thür zu und ging seinen Geschäften nach. Mit dem Rockärmel wischte er sich etwas Nasses an den alten Augen.

„Der Schmerzensausbruch des lieben Kindes ist ja eine Freude,“ tröstete er sich selbst.

Einige Minuten lag Senta, von theueren Erinnerungen überwältigt, in Brigittens Schooß, deren Hand liebkosend über ihr Haar strich, dann sprang sie auf.

„Brigitte, erkläre mir: bin ich denn wirklich daheim, oder ist alles nur ein Traum?“

„Mein Liebling, der Herr Graf haben die Möbel heimlich herschaffen lassen.“

„Und er sagte mir, sie seien verkauft, als ich ihn neulich darnach fragte.“

Brigitte lächelte seltsam. „Er wird es dir nicht haben verrathen wollen.“

„Aber du, Brigitte, wußtest darum?“

„Ja, ich habe alles anordnen, habe sagen müssen, wie alles gestanden hat, damit es auch wie zu Hause aussehe.“

„Ah, — — und — — du hast so lange schweigen können?“

„Und nun freue dich, mein Herzblatt, freue dich.“

Und Senta freute sich wie ein Kind, das man überreich beschenkt hat. Von Gegenstand zu Gegenstand ging sie und strich liebkosend mit ihrer feinen, schmalen Kinderhand darüber hin. Kein Stück blieb unbeachtet.

Und dann quoll ein heißer Dank für den Geber in ihr auf.

„Ich will hinuntergehen und Onkel Maximilian danken,“ sagte sie zu Brigitte.

„Recht so, mein Engelchen, gehe.“

„Wo ist denn der Gottlieb geblieben?“

Sie sah sich suchend im Zimmer um, sie hatte ihn über ihrer Freude ganz vergessen. Doch Gottlieb war fort.

„Der alte Heuchler!“

Sie lachte glückselig und schickte sich an, hinunter zu gehen.

Zunächst suchte sie nach Gottlieb in allen Räumen, bis sie ihn endlich im Anrichtezimmer, mit Putzen von Silberzeug beschäftigt, fand.

„Gottlieb.“

Er hielt inne und blickte sich verlegen um.

„Komteßchen befehlen?“

Sie drohte ihm mit dem Finger, aber in ihren Augen leuchtete es.

„Warte Gottlieb, du — Heuchler!“

„Komteßchen!“

Sie aber haschte nach seiner Hand und drückte sie.

„Melde mich bei dem Herrn Grafen.“

„Der Herr Graf sind ausgeritten und kommen erst zu Mittag heim.“

„O!“ machte Senta enttäuscht. Der Gedanke, dem Oheim in Gegenwart der Hausdame ihren Dank aussprechen zu müssen, bereitete ihr ein unbehagliches Gefühl. Aber es half ihr nichts, sie mußte warten.

Die Gegenwart Fräulein von Ruperts beim Mittagessen wirkte denn auch so erkältend auf ihr warm pulsirendes Blut, daß ihr Dank viel kühler ausfiel, als sie beabsichtigt hatte.

Graf Maximilian ging denn auch darüber hinweg zur Tagesordnung über. Nur so beiläufig fragte er, ob sie wirklich geglaubt habe, er hätte ihre Möbel ohne ihr Wissen und Willen verkauft. „Dazu hatte ich weder ein Recht noch die Absicht. Die Möbel sind dein Eigenthum, und wenn ich sie herschaffen ließ, so war das nur in der Ordnung.“

Somit wies er jedes Verdienst seinerseits ab. Er sagte nichts davon, daß er ihr habe eine Freude bereiten wollen. Die Angelegenheit schien für ihn vollständig erledigt zu sein; er erwähnte ihrer nicht mehr, und die Unterhaltung trug einen allgemeinen Charakter.

Nur in Sentas Wesen machte sich die frohe Stimmung bemerkbar. Sie sprach lebhafter als sonst und lachte sogar ab und zu; ein glockenhelles, melodisches Lachen.

Am Nachmittag kam Ruth, um der Freundin zu gratuliren, später fuhren auch, sehr zum Staunen Sentas, Gräfin Arenberg und die Cousinen vor.

Ihren Geburtstag von dieser Seite beachtet zu sehen, hätte sie niemals erwartet. Tante Karla hatte sie bei jeder Gelegenheit ihren Hochmuth und ihre Geringschätzung fühlen lassen, desgleichen die Cousinen. Heute befand sie sich in so glücklicher Stimmung, daß ihr selbst der obligate Handkuß nicht schwer fiel und daß sie eine kränkende Bemerkung über ihre bereits abgelegte Trauer und das weiße Kleid vollständig überhörte.

Sie führte Ruth und die Cousinen freudestrahlend in ihr neues Zimmer und zeigte ihnen die alten Möbel aus dem Elternhause. Während Ruth der Freundin bewegt die Hand drückte und ein reges Interesse an jedem Gegenstand, der Senta lieb war, kund gab, rümpften die Cousinen verächtlich ihre feinen Näschen. „Solch' altes Gerümpel hätte auch besser in die Rumpelkammer gehört,“ sagte Asta, die Senta am wenigsten zugethan war. Senta ließ sich jedoch von der ihr bereits bekannten Art der Cousinen nicht anfechten und hörte kaum auf ihre wegwerfenden Redensarten.

Sie fühlte sich zum erstenmal, seit sie auf der Wolfsburg war, heute so ungetrübt glücklich, froh und dankbar. Und wer achtet auf Kleinlichkeiten und gehässige Gesinnungen seiner Mitmenschen, wenn das große Ganze auf das Gemüth einwirkt und etwas Jubelndes die junge Brust zu sprengen droht!

Als die Arenberger — Onkel Arenberg war zu Pferde nachgekommen und hatte Senta in herzlicher Weise beglückwünscht — nach dem Abendessen fortgefahren waren und auch Ruth heimgegangen war, trat Senta noch einmal hinaus auf die Veranda vor dem Schlosse. Fräulein von Rupert war hineingegangen, um den Dienern einige nothwendige Anweisungen zu geben. Senta lehnte sich an die Brüstung und sah zum Himmel auf. Er war noch hell, und die Sterne waren noch nicht zum Vorschein gekommen. Nur der Abendstern stand in seiner ganzen Pracht klar und leuchtend am Horizont.

Mit Thränen hatte sie den heutigen Tag begonnen — sollten wehmüthige Erinnerungen ihn beschließen?

Da hörte sie Schritte. Sie sah sich um, und das Herz schlug ihr bis zum Halse hinauf. Neben ihr stand der Onkel und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Bist Du befriedigt, mein Kind?“

„Onkel Maximilian — ich — ich“ —

Sie kam nicht weiter. Fräulein von Rupert war unversehens aus der Thür getreten und stand nun neben ihnen. Ihr Gesicht trug einen räthselhaften Ausdruck. Sie fragte mit lächelnder Miene, ob der Herr Graf noch Wünsche für sie habe.

Graf Wolfsburg, dessen Hand längst von Sentas Schultern geglitten war, verneigte sich höflich dankend, dann wünschte er beiden Damen gute Nacht und ging ins Schloß zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Indo-China.

Von der Lage im französischen Indochinagebiet entwirft der „Europeen“ in einer seiner letzten Nummern ein recht trübes Bild. Es macht sich auch dort der Grundfehler der französischen Colonialpolitik geltend, die nur auf die Einnahmen Bedacht nimmt, für die wirthschaftliche Entwicklung wenig thut, dabei aber ausländische Bethätigung in dieser Richtung ausschließt. Zur Erzielung möglich hoher Einkünfte ist die dortige Regierung auf ein höchst sonderbares Mittel verfallen: sie verlangt nämlich, daß die Bevölkerung ein bestimmtes Quantum Alkohol verbraucht, von dem dann Steuer erhoben wird. So wurde, nach dem „Europeen“, der Provinz Tai-Binh mit einer geschätzten Bevölkerung von 900,000 Seelen das Minimum von 1,800,000 Liter Alkohol auferlegt. Trotz aller Anstrengungen konnte der Bezirk aber nicht mehr als 600,000 Liter konsumiren, wahrscheinlich weil die offizielle Schätzung der Einwohnerzahl nicht stimmt. Und dies, obwohl erst kürzlich der Zolldirektor für Indochina, Herr Morel, in einem Rundschreiben alle Beamten äußerst energisch zur Unterstützung des Alkoholvertriebes ermahnt hatte. Die Folgen dieses ingeniösen, von Doumer besonders vervollkommneten Fiskalsystems, über dessen Moralität man ja nichts weiter zu sagen braucht, haben natürlich nicht auf sich warten lassen. Die anamitische Bevölkerung leidet an chronischer Hungersnoth und der Rechnungsbericht vom Oktober v. J. zeigt eine Mindereinnahme von drei Millionen Piaster, die am Ende des Jahres noch bedeutender geworden sein dürfte. Dabei hat die Regierung in den zwanzig Jahren der Okkupation Tonkins es nicht fertig gebracht oder es nicht für nöthig gehalten, das Land gegen die verheerenden periodischen Ueberschwemmungen zu schützen. Noch im letzten Juli war die Stadt Hanoi so in ernster Gefahr, durch Ueberfluthungen vollständig vernichtet zu werden. Auch über die Zweckmäßigkeit der gebauten und im Bau begriffenen Eisenbahnlinien — das einzige, was die Regierung für die Colonie doch thun zu müssen glaubt — ist man sehr getheilter Ansicht.

Es ist keine Narrheit so groß, daß sie nicht wenigstens einen Zustimmenden und keine Weisheit so tief, daß sie nicht einen Widersprechenden fände.

* * *

Seit tausend Jahren soll in China keine Bank falliert haben. Na, mit der fortschreitenden Zivilisation wird das schon noch kommen.

* * *

Um gewissen Menschen näher zu rücken, muß man sich von ihnen fern halten.

* * *

Es war hohe Zeit, daß man in Annapolis einen Prellstein gegen das Fuchsprellen setzte.